

Vom Geheimnis der Grenze : Erziehung und Erzieher in der Erfahrung des Begrenztseins

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **52 (1981)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Geheimnis der Grenze

Erziehung und Erzieher in der Erfahrung des Begrenztseins

Im September dieses Jahres fand in Luzern die von den Absolventenvereinigungen der heilpädagogischen Ausbildungsstätten von Zürich, Fribourg und Basel gemeinsam durchgeführte Studientagung statt, die dem Thema «Begrenzt Menschsein» gewidmet war. Im Novemberheft des Fachblattes «Schweizer Heimwesen» wurde darüber summarisch berichtet. Im Sinne einer Ergänzung des Berichts wird hier und jetzt die (leicht gekürzte und gestraffte), mit Zwischentiteln versehene Textfassung einer Tonbandaufzeichnung der Vorträge von Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow (Tübingen) und Prof. Dr. Hermann Siegenthaler (Zürich) abgedruckt. In beiden Texten wird die Frage nach der Menschlichkeit des Menschen im allgemeinen und nach der Funktion des Menschenbildes für den Pädagogen

und Heilpädagogen im besondern gestellt. Die Leser können erkennen, was es mit der anthropologischen Betrachtungsweise, die nach dem Wesen des — endlich und mithin «par constitution» begrenzten — Menschen fragt, denn auf sich hat und worin sie sich von der psychologisch und empirisch-sozialwissenschaftlich orientierten Betrachtungsweise unterscheidet. Siegenthaler ist der Autor des in der Reihe «Schriften zur Anthropologie des Behinderten» im VSA-Verlag erschienenen Buches «Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer». Bollnow hat sich als Begründer der pädagogischen Anthropologie in Deutschland einen Namen gemacht; bedeutendste Werke: «Die Ehrfurcht» (1947), «Einfache Sittlichkeit» (1952), «Neue Geborgenheit» (1957), «Begegnung und Bildung» (1956).

Otto Friedrich Bollnow, Tübingen

Zur Forderung der Menschlichkeit in Pädagogik und Heilpädagogik

Hölderlins «Seit ein Gespräch wir sind . . .»

Bei Hölderlin heisst es in einer seiner späten Hymnen «Seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander . . .» Heidegger hat diesen Vers aufgenommen und mit Nachdruck betont, dass wir nicht nur gelegentlich Gespräche miteinander führen, sondern dass wir ein Gespräch *sind*. Das bedeutet, dass wir in unserem Wesen gerade durch das Gespräch sind, also als ein sich in der Frage vollziehendes Verhältnis dem Wort gegenüber. Diese zunächst als Fragment bekannt gewordene Stelle in Hölderlins Dichtung ist später ergänzt worden durch die Kenntnis der Hymne vom Feiertag, wo der Satz «Seit ein Gespräch wir sind» so fortgeführt wird: «. . . alsbald aber sind wir gesagt». Der Hinweis auf Hölderlin soll hier jedoch nur eine Andeutung sein. Mir geht es jetzt vielmehr um *Martin Buber*, der dieses sich in der Sprache vollziehende Verhältnis als das «dialogische Prinzip» überzeugend herausgearbeitet hat.

Ich möchte an Buber anknüpfen, weil er einen wesentlichen Schritt getan hat zur Ueberwindung der neuzeitlichen, Wissenschaft und Philosophie bestimmenden Orientierung am isolierten Objekt. Dieses Wort vom dialogischen Prinzip ist inzwischen vielfach aufgenommen, vielfach zu einer bequem handhabbaren Formel geworden, oft geradezu zu einem Schlagwort abgesunken. Dabei wird leicht übersehen, wie Buber darauf hinweist, dass, ehe überhaupt die Menschen beginnen können, ein Gespräch zu führen, eine andere Bedingung erfüllt sein muss: Aller Sprache und allen sprachlich

möglichen menschlichen Beziehungen muss vorausgehen, dass der Sprecher den andern Menschen (wie Buber sagt) «angenommen» hat, ihn akzeptiert, ihn, soweit es von ihm abhängt, in seinem einmaligen und besondern, abweichenden Menschsein bestätigt hat.

Das wird bei flüchtiger Lektüre leicht übersehen und bedeutet doch etwas ganz Entscheidendes im Verhältnis zum andern Menschen. Es bedeutet, dass wir den anderen Menschen nicht als einen uns in der Welt begegnenden Gegenstand betrachten dürfen, den man sachlich verhandeln kann, den man für seine Zwecke gebraucht, sondern dass man den anderen Menschen als *Partner* anerkennen muss, welcher an uns herantritt mit der Forderung, mit dem Anspruch einer grundsätzlichen Gleichberechtigung, und weiter, dass wir auch bereit sind, ihn in dieser Gleichberechtigung voll und rückhaltlos anzuerkennen. Oder in der andern Wendung, die uns von Gabriel Marcel her geläufig ist: dass wir ihn eben nicht als ein «Es» sondern als ein «Du» betrachten.

Wir müssen unsere Selbstbefangenheit aufgeben

Nun müssen wir uns klar machen, dass das eine nicht ganz leicht zu erfüllende Forderung sein kann. Buber verlangt von uns nämlich, dass wir unsere naive Selbstbefangenheit aufgeben, in der wir die Welt nach *unserer* Vorstellung betrachten, sie nach *unserem* Willen behandeln. Denn jetzt stossen wir auf ein anderes, das uns in unserem naiven Anspruch

einschränkt. Das bedeutet jetzt, speziell auf das Gespräch angewandt: Wenn ich einen andern Menschen im Gespräch ernstnehme, auch da ernstnehme, wo er anderer Auffassung ist als ich, da braucht es von mir die Bereitschaft zu lernen, die Bereitschaft, mich vom andern berichtigen zu lassen. Sobald ich mich in ein echtes Gespräch einlasse, rechne ich mit der Möglichkeit — ich sage nicht Notwendigkeit, aber Möglichkeit —, dass der andere mit seiner mir widersprechenden Auffassung Recht hat, und dass ich mich bisher im Irrtum befunden habe und mich von ihm berichtigen lassen muss. Und es ist selbstverständlich, dass das von mir den Verzicht auf meinen eigenen, egozentrischen Standpunkt verlangt, und es ist ebenso begreiflich, dass das mir zunächst sehr schwer fällt.

Es sind hier wohl noch zwei Einschränkungen anzuführen bei der Forderung, den andern Menschen als gleichberechtigten Partner anzuerkennen und anzunehmen. Einerseits kann diese Forderung sich nicht unterschiedslos auf alle Menschen erstrecken, mit denen ich zu tun habe. Denn damit würde ich hoffnungslos überfordert sein. Ich brauche auch mich nicht mit jedem Menschen in ein echtes Gespräch einzulassen. Es gibt noch andere, durchaus rechtliche Formen des Umgangs mit Menschen, der Menschenbehandlung und Menschenführung, weite Bereiche des geschäftlichen und politischen Lebens, von denen ich hier absehe. Aber, wenn ich mich in ein Gespräch einlasse, in ein *echtes* Gespräch, dann ist die volle Anerkennung des andern als gleichberechtigtem Partner die unerlässliche Voraussetzung. Andererseits, worauf schon Buber aufmerksam gemacht hat, bedeutet diese Anerkennung noch lange nicht, dass ich mit allem einverstanden sein muss, dass ich alles billige, was der andere denkt und tut. Denn das würde ja eine kritische Auseinandersetzung mit ihm unmöglich — vor allem: jede erzieherische Einwirkung unmöglich machen. Doch soll auch die kritische Auseinandersetzung nur auf dem Boden einer grundsätzlichen Anerkennung erfolgen, so, wie es bei Buber heisst: «Keineswegs bedeutet solch eine Bestätigung schon eine Billigung. Aber, wenn immer ich wider den andern bin, habe ich damit, dass ich ihn als Partner echten Gesprächs annehme, zu ihm als Person doch ja gesagt».

Was bedeutet: pädagogischer Bezug?

Und damit kommen wir zu unserem engeren Thema. Was allgemein von der Anerkennung des Menschen als Menschen im Gespräch gesagt wurde, das muss sich jetzt auch im erzieherischen Verhalten gegenüber Kindern bewähren, wenn es hier vielleicht oft auch schwieriger durchzuhalten ist, als im Umgang mit erwachsenen Menschen. Mir ist jedenfalls in dieser Hinsicht der Begriff des pädagogischen Bezugs wichtig geworden, ein Begriff, der von meinem Lehrer *Hermann Nohl* in die Pädagogik eingeführt worden ist. Nohl versteht darunter, wenn ich seine Formulierung wörtlich wiedergeben darf, das *leidenschaftliche Verhältnis eines reifen Menschen zu einem werdenden Menschen*, und zwar um seiner

selbst willen, damit *er* zu seinem Leben und seiner Form komme. Diese, als solche vielleicht noch ziemlich vage, vielleicht auch in mancher Beziehung angreifbare Formulierung bekommt ihre polemische Schärfe dann, wenn man auf die konkrete Situation zurückgeht, in welcher der Begriff entstanden ist. Und das ist ja eine allgemeine Forderung jeder wirklichen Interpretation. Die Situation war damals nämlich konkret die Verwahrlosten-Pädagogik, die Kriminalpädagogik, wie sie in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg in Deutschland als brennendes Problem erkannt wurde.

Und aus dieser Situation heraus, vor den schwer verwahrlosten und kriminell gewordenen, kaum noch ansprechbaren Menschen, die, teils trotzig jeden Zuspruch ablehnend, teils stumpf geworden, beiseite standen — vor solchen Menschen also entstand die Frage: Wie kann ich helfen? Und da, in dieser Situation, in der zunächst jeder menschliche Zuspruch zu versagen schien, da wurde die Aufgabe dringlich, erst einmal einen *menschlichen* Bezug herzustellen, eine menschliche *Beziehung*, auf deren Boden eine *menschliche Hilfe* und eine erzieherische Beeinflussung möglich war. In diesem Sinne betont Nohl — ich gebe wieder seine wörtliche Formulierung, weil sie mir so eindrucksvoll zu sein scheint: «Wer von Pädagogik redet, sei es in der Normalpädagogik oder am Richtertisch, in der Schutzaufsicht oder im Gefängnis, wird sich unerbittlich klar sein müssen, dass die Gewinnung dieses Bezugs seine erste Aufgabe ist, ohne die alles Uebrige vergeblich bleibt».

Sie sehen also: Nicht in der verhältnismässig ruhigen Atmosphäre einer sogenannten Normalpädagogik ist diese Formulierung entstanden, sondern in einer sehr zugespitzten Situation. Nicht einmal zuerst der *pädagogische* Bezug, sondern zunächst der *menschliche* Bezug muss gewonnen werden, dieses *persönliche Verhältnis*, das beruht auf Vertrauen, welches der zu Erziehende seinem Erzieher entgegenbringt. Ich stosse immer wieder auf gewisse Schwierigkeiten: das Wort Zögling ist zwar hässlich, lässt sich aber im abgekürzten Sprachgebrauch oft kaum vermeiden, und wenn man neuerdings das Kunstwort «Edukand» einführt, so ist das ja nichts anderes als eine vornehm erklärende Verlegenheitslösung, in keiner Weise darum besser.

Auf was es ankommt? Zunächst muss der Erzieher also dieses Vertrauen gewonnen haben. Und das ist nur möglich, wo der, der erzogen werden soll, sich als Mensch bejaht, sich im Buberschen Sinn als Mensch anerkannt fühlen kann. Oder in der Nohlschen Formulierung, die für mich sehr wichtig ist: Wo ich mich um einen andern bemühe, muss dieser wissen, man will dich nicht werben für eine Partei, für eine Kirche, auch nicht für den Staat, sondern diese Hilfe gilt zunächst und vor allem dir, deinem einsamen Ich, deinem erschütterten, Hilfe suchenden Menschentum. Damit ist eine ganz entscheidende Wendung vollzogen, die das erzieherische Verhältnis unterscheidet von allen anderen zwischenmenschlichen Beziehungen.

Der zu Erziehende soll nicht in die bestehenden Institutionen eingefügt werden, er soll nicht, oder wenigstens nicht in erster Linie, sozialisiert werden, wie das heute so verbreitete Schlagwort heisst.

Der Erzieher tritt ihm überhaupt nicht mit Ansprüchen gegenüber. Es geht vielmehr um sein verschüttetes Menschentum — und verschüttet kann es nur sein, wenn es im Kern vorhanden ist — es geht um den Menschen im Menschen. Wichtig ist, wie Nohl sagt, dass dieser Mensch vom Erzieher in der Tiefe seiner Person bejaht wird.

«Statt des Besitzes erlernt man den Bezug»

Nun ist es gewiss auch eine Frage, ob und wie das, was da in der Verwahrlosten-Pädagogik entwickelt ist, auch auf die Erziehung von geistig oder körperlich Behinderten übertragen werden kann. Das muss man gewiss überlegen, denn bei den Geistigbehinderten handelt es sich nicht um ein verschüttetes, im Grunde also vorhandenes Menschentum, sondern um eine Bedrohung, die tiefer in die menschliche Substanz eingreift.

Noch etwas auch zu dem ungewöhnlichen Wort «Bezug». Am «Bezug» haben sich manche Kritiker gestossen und darauf hingewiesen, sie wüssten nur von einem Bettbezug, nicht von einem pädagogischen Bezug. Hermann Nohl scheint das Wort bewusst gewählt zu haben, um durch die evozierte Kraft dieses Ausdrucks das, was er meinte auch sprachlich abzuheben von geläufigeren und darum unscheinbaren Ausdrucksweisen, und um die pädagogische Konzeption, die dahintersteht, deutlich zu unterstreichen. Es darf daran erinnert werden, dass das Wort «Bezug» im Sprachgebrauch der Zeit gar nicht so ungewöhnlich ist, wie es zunächst den Anschein macht. Es erscheint beispielsweise bei Rilke geradezu als Schlüsselwort, um das auszudrücken, was die Phänomenologen mit dem Begriff der Intensionalität bezeichnen haben: dass das Sein des Menschen nicht in einem in sich ruhenden Eigenwesen einer ausgebildeten Individualität liegt, sondern in der Bezogenheit auf etwas anders, das nicht er selbst ist. Darum im verwandten Geist einige Formulierungen bei Rilke: «Ueberall Lust zum Bezug und nirgends Begehren» oder: «Statt des Besitzes erlernt man den Bezug», und endlich die wichtige Stelle: «Singender steige, Preisender steige zurück in den reinen Bezug!»

Mit der Forderung des reinen Bezugs ist, sehr abgekürzt gesagt, das zu verstehen, dass der Mensch auf das allzu natürliche Streben nach Selbstbewahrung und auf Selbstverwirklichung verzichtet — Selbstverwirklichung sagt man heute bekanntlich, wo man früher, etwas nachlässiger, von Egoismus gesprochen hat.

Dass der Mensch also wagt, sich der Vollziehung hinzugeben, selbstvergessen seiner Aufgabe zu leben, das sehe ich freilich auch noch in einer etwas anderen Richtung, aber ich kann doch hoffen, im Wort

«Bezug» im Schein des Ungewöhnlichen zu sein. Für meinen eigenen Gebrauch würde ich selber allerdings den unauffälligeren Begriff Beziehung bei weitem vorziehen, so wie er von Bodenheimer nach verschiedenen Dimensionen hin entwickelt worden ist. Dabei scheint mir vom pädagogischen Gesichtspunkt bedeutsam, dass diese menschliche Beziehung nicht nur (wenn auch vielleicht in besonderem Masse) im Medium der Sprache möglich ist, sondern dass im Umgang gerade mit Schwerstbehinderten die Kontaktgewinnung mit aussersprachlichen Mitteln eine besondere Wichtigkeit gewinnt. Gerade bei Bodenheimer gibt es da eindrucksvolle, sehr unkonventionelle Beispiele. Ich deutete schon an, dass es durchaus noch eine Frage sei, wieweit die Gedanken, die von Nohl in der Verwahrlosten-Pädagogik entwickelt wurden, sich übertragen lassen auf den geistig schwerbehinderten Menschen, insbesondere auf das geistig schwerbehinderte Kind. Ich deutete an, dass es sich bei der Verwahrlosung um eine Fehlentwicklung an sich voll vorhandener menschlicher Möglichkeiten handle, weshalb das Ziel sein müsse, nachlässig ausgedrückt, die Fehlentwicklung aufzuheben und den Betroffenen als normales Glied in die Gesellschaft einzufügen. Bei den geistig wie körperlich behinderten Menschen handelt es sich dagegen um eine *bleibende Beeinträchtigung*, die die Erziehung hinnehmen, mit der sich die Erziehung auseinandersetzen muss. Gewiss gibt es da noch sehr viel Zwischenformen, wo geistige und körperliche Behinderungen auch zur Verwahrlosung hinüberführen. Das aber kann die Notwendigkeit einer gedanklichen Unterscheidung nicht aufheben, auch wenn sie beispielsweise bei Nohl mir noch zu fehlen scheint.

Problem: Einführung des Menschen in die Pädagogik

Ich gehe aus von einem extremen Grenzfall, nämlich vom geistig schwerstbehinderten Menschen, und ich muss mangels eigener Erfahrungen mich auf die Zeugnisse anderer, erfahrener Leute berufen. Ich berufe mich hier vor allem auf die Zeugnisse des mir auch persönlich nahestehenden Sonderschulpädagogen *Walter Dreher* in Köln, der diese Auffassungen, für die er sicher nicht allein steht, in einer zwingenden Schärfe herausgearbeitet hat. Kürzlich sind von ihm mehrere kleinere Arbeiten erschienen oder jetzt im Erscheinen; zum Beispiel das Buch «Was bedeutet die Anerkennung des Geistigbehinderten als Menschen für dessen Erziehung?» oder «Was bedeutet die Einführung des Menschen in die Geistigbehinderten-Pädagogik für die Geistigbehinderten-Pädagogik?» Oder «Die Herausforderung des geistig Schwerbehinderten und mehrfach geschädigten Menschen an die Geistigbehinderten-Pädagogik». Fast in allen genannten Schriften wird mit Nachdruck das Recht dieser schwer betroffenen Menschengruppen betont. Dreher beklagt es bitter, «dass es in unserer Zeit noch nicht selbstverständlich ist, den Geistigbehinderten in seinem vollen Menschsein zu akzeptieren und ihm die ihm eigenen Lebensmöglichkeiten zu eröffnen». Ich habe mit Absicht die Titel im Wortlaut angeführt, weil in ihnen das Problem scharf zum Ausdruck kommt: die Anerkennung des Menschen, die Einführung des Menschen in die Pädagogik. Dre-

Angebote aus dem Verlag VSA

Der VSA, Verein für Schweizerisches Heimwesen, kann aus seiner Verlagsproduktion derzeit folgendes Angebot anzeigen:

Geistigbehinderte — Eltern — Betreuer

Vier Vorträge des Zürcher Heilpädagogen Prof. Dr. Hermann Siegenthaler zum Erwachsenwerden Geistigbehinderter und zur Herausforderung an Eltern und Betreuer. Erster Band der neuen Schriftenreihe zur Anthropologie des Behinderten, 1980. Preis exkl. Porto Fr. 10.60, ab 10 Expl. Fr. 9.60.

Erziehung aus der Kraft des Glaubens?

Band II der Schriftenreihe zur Anthropologie des Behinderten, 1981. Heute, da so oft von einer «Krise der Erziehung» die Rede ist, bildet das kleine Buch mit Texten von Dr. Imelda Abbt, Prof. Dr. Norbert A. Luyten, Dr. Peter Schmid, Prof. Dr. Fritz Buri und Prof. Dr. Hermann Siegenthaler für Pädagogen und Laien, für professionelle Erzieher und für Eltern eine willkommene Orientierungshilfe. Preis Fr. 14.70 (exkl. Versandkosten).

Kontenrahmen für Heimwesen

Neuausgabe 1980, für Alters- und Pflegeheime, Erziehungsheime, Sonderschulen, Geschützte Werkstätten. Preis inkl. Porto und Verpackung: Mit Ringordner Fr. 55.—; ohne Ringordner, bandiert Fr. 45.—.

Richtlinien zum Arbeitsverhältnis in Heimbetrieben

Neuausgabe 1980. Jede Garnitur enthält 2 Arbeitsvertragsformulare sowie Richtlinien, Erläuterungen und Empfehlungen, 18 Seiten A5, Preis pro Garnitur Fr. 3.— (exkl. Porto und Verpackung).

Heim-Verzeichnis 1981

Die völlig überarbeitete und erweiterte zweite Ausgabe des Verzeichnisses der Heime für erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche in der deutschen Schweiz enthält, durch Register nach Kantonen geordnet, alle wesentlichen Angaben über 146 Heime, die für die erste Information der einweisenden Instanzen unerlässlich sind. Preis mit Ordner Fr. 40.—; ohne Ordner, Inhalt bandiert Fr. 30.— (exkl. Versandkosten).

Aemterverzeichnis

Behördenorganisation im Jugendstrafverfahren der Kantone, von Jugendstaatsanwalt Dr. H. Brassel, Ausgabe 1978. Preis inkl. Porto Fr. 9.50.

Altersbauten und Dienstleistungen

Die Broschüre von Annemarie Walther-Roost gibt auf 35 Seiten Umfang einen guten Ueberblick über die verschiedenen Formen und die Kosten von Dienstleistungen, die bei der Planung und beim Bau von Altersunterkünften miteinbezogen werden könnten. Für Behörden, Baukommissionen und Architekten ein willkommener Leitfaden. Preis Fr. 12.50 (exkl. Versandkosten).

Die Heimkommission

Aufgaben, Organisation, Tätigkeiten, Ausgabe 1975, Preis inkl. Porto Fr. 3.—.

Weiter sind im VSA-Verlag vorrätig:

Situationsbericht 1978 der ATH zur Lage der Heimerziehung weiblicher Jugendlicher in der deutschsprachigen Schweiz, Berufsbild Heimerziehung, Berufsbild Altersheimleitung, Vergleich zur Personalstruktur in 100 Altersheimen, Besoldungsrichtlinien für Altersheimleitung, Betriebskostenvergleich in 100 Altersheimen, Funktions- und Stellenbeschreibung Heimleitung, Zeugnisformulare usw. zum Selbstkostenpreis.

Bestellung

Wir bestellen hiermit

Name und Adresse des Bestellers:

_____ Exemplar(e)

Bitte einsenden an das Sekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

her bezieht sich in diesen Formulierungen auf den Internisten *Viktor von Weizsäcker*, der als erster die Einführung des Subjekts in die Medizin gefordert hatte. Mit Weizsäcker hatte sich Dreher schon in seiner Dissertation beschäftigt und versucht, dessen Gedanken für die Pädagogik fruchtbar zu machen. Unter Berufung auf Weizsäcker hatte auch Werner Loch von einer «Einführung des Menschen in die Pädagogik» gesprochen.

«*Einführung des Menschen in die Pädagogik*»: Mit dieser etwas überspitzten, aber durchaus ernstgemeinten Formulierung wollte Dreher darauf aufmerksam machen, dass der Erzieher das Kind eben nicht als blosses Objekt seines Tuns betrachten dürfe, sondern es als eigenes Subjekt anerkennen und behandeln müsse. Aber erst an der Grenze der Erziehbarkeit, bei den am schwersten behinderten Menschen, gewinnt die in der Normalpädagogik fast selbstverständlich klingende Formulierung das volle Gewicht. Auch diese an der Grenze der Ansprechbarkeit stehenden extrem Geistesschwachen, die man vielfach lediglich als Gegenstand medizinischer Forschung angesehen hat, die man als unerziehbar oder nicht bildungsfähig glaubte nur noch pflegen und behandeln zu können, auch diese Geistesschwachen haben ein Anrecht darauf, als Menschen angenommen zu werden — in demselben Sinne angenommen, wie Buber es gemeint und gefordert hat. Noch in ihrem auffällig-störenden Verhalten müsse man den verzweifelten Versuch sehen, als Mensch gehört zu werden, und den versuchten Widerstand dagegen immer nur getestet, etikettiert, modifiziert und therapiert zu werden. Dazu die kleine Nebenbemerkung:

Das Wort «therapieren» gehört in die Sprache des modernen Unmenschen. Sein Gebrauch durch Pädagogen sollte mit einer Geldbusse belegt werden.

Denn es erinnert zu sehr an ein Manipulieren, bei dem der Mensch zu einem willenslosen Objekt solcher Verfahrensweisen degradiert wird. Hier ist allerdings eine Einschränkung nötig. Die Notwendigkeit medizinischer und psychologischer Untersuchung und Behandlung kann weder verkannt noch bagatellisiert werden, aber sie bleibt, vom Erzieher her gesehen, Hilfsmittel und darf den Blick hierfür nicht verstellen, dass es zunächst darum geht, den Schwerstbehinderten als Menschen anzuerkennen, zu ihm ein menschliches Verhältnis zu gewinnen, in eine personale Wechselwirkung zu treten, so schwer das im einzelnen Fall auch sein mag. Deshalb darf es das Wort «unerziehbar» im Sprachgebrauch des Pädagogen grundsätzlich nicht geben, wie sehr es sich auch aufdrängen mag.

Die Anerkennung als Mensch bedeutet immer zugleich die Anerkennung seiner Erziehbarkeit.

Erziehung kennt keine Grenzen

In die Anerkennung des Menschen muss immer die Bejahung seiner Erziehbarkeit eingeschlossen sein.

Hierzu ein Wort von Walter Dreher: «Erziehung kennt keine Grenzen der *conditio humana*, an der sie zum Aufgeben ihrer Bemühungen gezwungen wäre.» Und in ähnlicher Weise der Sonderschulpädagoge Möckel aus Würzburg, der ebenfalls aus unserem Tübinger Kreis hervorgegangen ist: «Keine Behinderung der Erziehung macht Erziehung unmöglich.» Das ist auch meine feste Ueberzeugung. Zum Begriff der Grenze ist in diesem Zusammenhang vielleicht noch eine klärende Feststellung nötig. Wo der Erzieher in seiner Arbeit immer wieder an Grenzen stossen mag, handelt es sich doch bei diesen Grenzerfahrungen niemals um Grenzsituationen im Sinne von Karl Jaspers. Solche Grenzsituationen (Tod, Leiden, Schuld) sind unüberschreitbare Grenzen, unüberschreitbar wie hohe Mauern, gegen die man anrennt und von denen man immer wieder zurückgeworfen wird. Ich denke da andererseits auch an das Buch von *Grisebach* über «*Die Grenzen der Erziehung*» und möchte daran erinnern, dass die Frage von den Grenzen der Erziehung in den zwanziger Jahren in der Auseinandersetzung mit dem grenzenlosen Optimismus der Reformpädagogik ja einmal ein vieldiskutiertes Problem war. Man muss, will mir scheinen, unterscheiden zwischen den Grenzen, die im Sinn existenzieller Grenzsituationen schlechthin wie eine Mauer unüberschreitbar sind, und den Grenzen der Lebensphilosophie von Georg Simmel, der sagt, dass das Begrenztsein zum Wesen des Menschen gehört. Es gehört zum Wesen des Menschen, dass überhaupt eine Grenze vorhanden ist, dass es keine bestimmte Grenze gibt und dass jede Grenze auch überschritten werden kann.

Nicht jede Schwierigkeit ist auch schon eine Grenze

Dazu noch ein weiteres! Im Leben allgemein und in der Erziehung erst recht ist nicht jede Schwierigkeit schon eine Grenze, sondern es gibt zunächst die normalen Schwierigkeiten, mit denen man sich auseinandersetzt und die man auch überwindet. In der Situation des schwerbehinderten Kindes scheint es mir Grenzen zu geben, an denen man wirklich scheitern kann und immer wieder scheitert, so also wirklich vom Erzieher etwas unmöglich Scheinendes verlangt wird. Der Erzieher wird hierbei immer wieder scheitern und er wird im Scheitern auch schmerzhaft Grenzen seiner Möglichkeiten erfahren. Aber nun kommt hinzu, dass er diese Grenzen eben nicht als etwas grundsätzlich Unüberwindbares ansieht, sondern dass er in der Auseinandersetzung mit dieser Grenze, darin, dass er keine Grenze als unwiderruflich hinnimmt, in diesem unablässigen Bemühen, dem aussichtslos scheinenden doch noch ein Stück erweckter Menschlichkeit abzugewinnen, dass in diesem Kampf mit der Grenze sich das eigentliche Ethos des Heilpädagogen entzündet. Darum ist es mir ein wichtiger Aspekt dieser Fachtagung «Begrenztes Menschsein», dass zugleich auch die Frage gestellt wird: Wie versucht der Mensch denkerisch mit solcher Grenzerfahrung fertig zu werden und zugleich zu wissen, dass er nie zur Ruhe kommt; dass er immer wieder erneut ansetzen muss. Nach jedem Scheitern muss er neu beginnen und gewinnt eben dabei und dadurch ein Stück Menschlichkeit.

Behinderung — ein doppeldeutiges Wort

Wo von Behinderung die Rede ist, muss darauf geachtet werden, dass dieser Begriff doppeldeutig ist. Man kann reden von der Behinderung des behinderten Menschen und von der Behinderung des Erziehers. In beiden Fällen hat das Wort einen je anderen Sinn. Im ersten Fall handelt es sich um einen bleibenden, unaufhebbaren Schatten, mit dem man sich auseinandersetzen muss: im andern Fall ist die Behinderung — sagen wir es etwas nachlässig: mehr psychologischer Natur. Man kann sie niederkämpfen, muss sie nicht einfach hinnehmen. Darauf komme ich noch zurück. Zunächst ist mir aber ein anderes wichtig, nämlich:

Wenn wir uns zu einem geistig oder körperlich schwerbehinderten Menschen menschlich verhalten sollen, wenn wir ihn verstehen wollen, dann ist für dieses Verstehen nötig, dass wir uns zuerst einmal seine Welt vergegenwärtigen: die Welt, in der *er* lebt und auf die *sein Leben* bezogen ist. Wir müssen uns klar machen, dass wir nicht unsere Welt mit seiner Welt gleichsetzen dürfen. Wir verdanken dem Biologen *Jakob von Uexküll* die weitreichende Erkenntnis, dass wir das Verhalten eines Tieres nur dann verstehen, wenn wir uns zuvor die Welt vergegenwärtigt haben, in der das Tier lebt; dass wir also nicht ausgehen müssen oder ausgehen dürfen von der naiven Vorstellung einer für alle Lebewesen gleichen Welt, sondern zu überlegen haben, wie aus der je verschiedenen leiblichen und sinnlichen Organisation eines Tieres seine besondere, ihm speziell korrespondierende Welt kommt. So sind etwa für den Hund Tisch und Stuhl sinnlose Hindernisse, die seinen Bewegungsspielraum einengen; für die Fliegen wiederum sind die senkrechten Zimmerwände wie der Erdboden begehbar, selbst der Luftraum des Zimmers steht ihnen breit zur Verfügung.

Das kann man nun im einzelnen ausführen, wie sich die Welt, je nachdem sie dem Tier zur Nahrung dient oder zur Bedrohung durch Feinde wird, als ein Gefüge von Bedeutungen aufbaut. Wichtig in diesem Zusammenhang ist, dass das auch für den Menschen gilt und auf ihn zu übertragen ist. *Eduard Spranger* beispielsweise hat immer wieder auf die pädagogische Fruchtbarkeit der Uexküllschen Gedanken hingewiesen. Wichtig für unseren Zusammenhang ferner, dass auch die Welt des Behinderten eine andere ist als die des gesunden Menschen.

Der Erzieher darf nicht einfach seine Welt auch beim Behinderten voraussetzen, sondern muss sich sehr genau überlegen, wie dessen durch seine Behinderungen bedingte Welt beschaffen ist.

Diese ist eben nicht einfach Gesundreaktion, aus der von uns vertrauten Welt zu gewinnen. Es ist vielmehr damit zu rechnen, dass der Behinderte mit kompensatorischen Leistungen eigene Möglichkeiten des Umgangs mit Dingen und Menschen entwickelt hat. Deshalb ist bei aller gutgemeinten Hilfe zu fragen, wieweit dies vom Behinderten nicht als Störung aufgefasst werde, zum Beispiel als Einschränkung seiner Freiheit, wenn wir ihm einen Handgriff abneh-

men wollen, der uns leichter fällt, den er aber selber durchaus auszuführen gelernt hat.

Von Samuel Beckett ist viel zu lernen

So kann man sich etwa klar machen, wie die Welt eines Gelähmten oder an sein Bett Gefesselten aussieht, für den schon die Dinge der nahen Umgebung unerreichbar sind. Ich erinnere an Samuel Beckett, der oft und immer wieder die geschrumpfte Welt eines im äussersten Verfall befindlichen Menschen dargestellt hat. Geschildert wird beispielsweise die aus einem Zimmer bestehende Welt eines gelähmten Menschen, welcher, von seinen Mitmenschen verlassen, mit einem mit Haken versehenen Stock aus einem Haufen ungeordneter Dinge, die sein einziger Besitz geblieben sind, das herausholt, was er braucht. Von Beckett ist in dieser Hinsicht überhaupt sehr viel zu lernen.

Von mehr theoretischem Interesse mag es sein, wenn man sich davon Rechenschaft gibt, dass es in der Welt des Blinden keine gerade Linie geben kann; dass also unsere ganze Geometrie nicht übertragbar ist, weil ja eine gerade Linie nur mit Hilfe des Lichtstrahls festgestellt werden kann, dass der Blinde also notwendig in einer nicht-gradlinigen Welt lebt, in welcher allerdings durch das Aufrechtstehen und die Schwerkraft eine Gliederung von Horizontalen und Vertikalen gegeben ist, jedoch keine Gradlinigkeit. Und von unmittelbar praktischer Bedeutung scheint mir zu sein, was *Bodenheimer* über die Welt des Gehörlosen oder Schwerhörigen ausgeführt hat. *Bodenheimer* betont, die Taubheit sei keineswegs als ein Mangel zu begreifen; sie sei vielmehr etwas Eigenwertiges und Eigenständiges. Er erklärt ganz grundsätzlich: In der Natur gibt es so etwas wie *-losigkeit* (zum Beispiel *Gehörlosigkeit*) nicht. Wenn ein Mangel sich offenkundig zeigt, ist das Wesen dessen, der ihn trägt, nicht *-los*, sondern es ist anders, das heisst von eigener, besonderer Wesensart; nicht besser und nicht schlechter, sondern einfach anders. Und *Bodenheimer* fügt hinzu: *«Dieses Anderssein ist anzuerkennen von denen, die ihrerseits anders sind.»* Das scheint eine ganz grundsätzliche Erklärung, die auch für alle andern Formen geistiger oder körperlicher Behinderung gilt. Somit steht *Bodenheimer* letztlich in Ueberinstimmung mit *Goethe*, der seine biologischen Betrachtungen mit der Feststellung schliesst, dass es keine minderwertig organisierten Wesen gebe, sondern dass jeder Organismus in seiner Weise vollkommen sei.

Das Anderssein — und was daraus folgt

Nun ein Spezielles, das mir besonders wichtig ist! Wichtig, dass sich dieses Anderssein des Gehörlosen auch im Verhältnis zur Sprache ausdrückt und über die Sprache auch zu der in der Sprache sonst eingeschlossenen Umwelt. Der Gehörlose pflegt nicht in der uns geläufigen Weise zwischen Wort und Sprache zu unterscheiden. Zitat: *«Niemals wird dem Gehörlosen das Gesprochene zum Symbol für Leistung*

oder Sachverhalte, niemals zum Gleichnis, sondern es stellt ihm die Realität selbst dar. Daher wird im Gehörten alles Gesagte zum Sachverhalt selbst.» Oder, anderes Zitat: «Dem Gehörlosen ist die Sprache voller Realität, das heisst, sie ist ihm identisch mit der Realität.» Der Gehörlose wird so in die Nähe zum Dichter gestellt. Und ich kann daran erinnern, dass Sartre — in der Einleitung zu seinem Flaubert-Buch — Flaubert als den «Idioten der Familie» bezeichnet. Warum Idiot? Idiot ist — in diesem Zusammenhang — der, welcher noch ursprünglich zu erleben imstande ist, welcher nicht in die Welt abgegriffener Formen eingesperrt ist und welcher nicht im Gehege der abgegriffenen Formen lebt.

Man muss sich natürlich davor hüten, die für das Verständnis vielleicht hilfreichen Analogien im Sinne der Gleichheit zu verstehen; man muss zugleich auch die Unterschiede sehen. Mir scheint die Identifizierung von Wort und Sache als die Ueberzeugung, mit dem Wort über die Sache verfügen zu können, ein allgemeines Merkmal des primitiven Denkens zu sein, und ist in manchem magischen Sprachgebrauch auch noch heute erhalten. Mich selber würde nun interessieren, wieweit die Analogien zum Sprachverständnis des Gehörlosen tatsächlich rechtens bestehen. *Ich betone noch einmal: Nur um Analogien kann es sich handeln, denn selbstverständlich ist der Gehörlose kein primitiver Mensch*, sowenig wie der Dichter. Hier scheint sich mir ein weites Feld, auch für die allgemeine Sprachphilosophie aufzutun.

«Taubheit ist bedingungslose Wahrhaftigkeit»

Um aber zum eigentlichen Thema zurückzukehren: So ist das Wissen um das andere Verhältnis zur Sprache für den Umgang mit dem Gehörlosen von ganz entscheidender Bedeutung. Bodenheimer zieht denn auch gleich diese Folgerung indem er sagt, für den Tauben sei deshalb jedes Wort schlechthin wahr und er halte sich bedingungslos an das, was gesagt werde. Er kenne nur eine «schlechtinnige Wahrheit», eine Wahrheit, die wahrer ist als diejenige des Hörenden. Wörtlich: «Taubheit ist bedingungslose Wahrhaftigkeit.» Das muss man wissen, wenn man den Gehörlosen nicht enttäuschen will. Man muss wissen, dass er jedes Wort, zum Beispiel auch jedes Versprechen, unbedingt gültig nimmt und dass er in die schwersten Enttäuschungen hineingeworfen wird, wenn er erfährt, dass die Menschen das Wort auch für die Lüge benützen können.

Diese Unbedingtheit zeigt sich auch in der durch die Sprache ermöglichten Beziehung zum anderen Menschen. Der Gehörlose ist dem Hörenden in der Spontanität seiner Beziehungen voraus. Er nimmt den anderen Menschen, sobald er mit ihm in Beziehung tritt, zugleich auch voll und ganz für sich in Anspruch und erwartet von diesem eine ebenso rückhaltlose Erwidern seiner Zuwendung.

Ich möchte Bodenheimers Schlussfolgerung wegen ihrer mir ganz wichtig scheinenden Bedeutung im Wortlaut wiedergeben; er fragt:

«Ist eine solche schlechtinnige Wahrhaftigkeit oder eine solche Bewegung zur intensiven Beziehungnahme ein Mangel, eine -losigkeit, oder tritt uns in diesen Eigenarten nicht das Menschliche unerwartet aber bedingungslos entgegen? Wäre die Scheu vor dem Gehörlosen etwa nichts als die Scheu vor dem bedingungslos Menschlichen?» Hier sind wir jetzt und zugleich unerwartet bei dem zentralen Thema, das für meinen Vortrag gewählt worden ist, bei der Forderung der Menschlichkeit. Es geht nicht um eine sich dem benachteiligten Wesen zuwendende Caritas,

sondern viel unmittelbarer und fordernder darum, dass uns im behinderten Menschen die Wahrheit und Menschlichkeit in einer Form entgegentritt, die uns normalen Menschen verloren gegangen ist,

dass wir in Wahrheit die Benachteiligten sind und im Umgang mit dem Behinderten nur bestehen können, wenn wir uns selbst gewandelt haben und wir uns selbst zu dieser uns verloren gegangenen Wahrheit und Menschlichkeit zurückfinden. Das heisst also: Es geht nicht nur um den Behinderten, sondern es geht zugleich und unmittelbar um uns selbst.

Das konnte ich aus der Literatur darum so bereitwillig aufnehmen, wenn sie mir diese Bemerkung erlauben, weil das ja die Wendung ist, die mir, von pädagogischer Perspektive, an Froebel überzeugend aufgegangen ist, wo Froebel nämlich das pädagogische Grundproblem so formuliert hat: «Lasst uns unsern Kindern leben! Denn, fast alles, was wir sprechen, ist hohl und leer, sind Hüllen ohne Mark, Marionetten ohne Leben, und erst in der Berührung mit dem echten und naturverbundenen Leben des Kindes können die Erwachsenen selber wieder echt und ursprünglich werden.» Dazu mahnt Froebel: «Liebe Eltern! Was wir nicht mehr besitzen, diese alles belebende, alles gestaltende Kraft des Kindeslebens, lasse man von den Kindern wieder in unser Leben übergehen!» Das ist für Froebel richtig gewesen, und ich glaube, die gesamte Kleinkinderpädagogik sollte einmal gründlich bedenken, ob sie vor dieser Forderung bestehen kann oder ob nicht eine Neubesinnung auf diesen Anfang von Froebel dringend erforderlich ist. Dieser Hinweis auf Froebel in diesem Zusammenhang nur, weil gerade Froebel mir den Zugang zur Behinderten-Pädagogik ermöglicht hat.

Natürlich ist auch das sprachliche Problem lediglich ein Problem unter vielen andern. Ich bin, weil das Problem der Sprachlichkeit mich besonders interessiert hat, dem vielleicht etwas weiter nachgegangen als an dieser Stelle angemessen gewesen wäre. Vielleicht wurde das Problem der sprachlichen Kommunikation von mir zu hoch angesetzt, und man muss sich hierzu wohl auch die Situation eines geistig schwerbehinderten Menschen vergegenwärtigen, dessen Verlangen nach menschlichem Kontakt immer wieder an der Möglichkeit einer sprachlichen Artikulierung scheitert. Da gewinnt dafür der unmittelbare Körperkontakt eine besondere Bedeutung. So schreibt eine Erzieherin, sie könne zu einem schwergeschädigten Kind nur über Körperkontakt Kommunikation finden. «Meine Aufgabe», so

schreibt sie, «möchte ich als Versuch bezeichnen, mit dem Kind in ein Körpergespräch einzutreten. Der Begriff Körpergespräch scheint mir von grosser Wichtigkeit zu sein, aber aus Mangel an diesbezüglichen Erfahrungen muss ich mich wieder zurückhalten.»

Wo wir auch ansetzen mögen, überall ist es die erste Aufgabe, die Welt aus der Perspektive des Behinderten zu sehen, erst also diese Welt in ihrer, von dem unsrigen abweichenden Aufbau zu erfassen, um damit das Verhalten der betreffenden Menschen zu verstehen und das eigene Verhalten dem anzupassen. Was bei Bodenheimer am Beispiel einer bestimmten körperlichen Behinderung im Gebiet des Gehörs entwickelt ist, gilt natürlich entsprechend auch von der geistigen Behinderung, und ich möchte hier auf *Manfred Talheimer* hinweisen, der dies besonders klar herausgestellt hat. Er wendet sich leidenschaftlich gegen jede Ausdrucksweise, die die Verfassung des Behinderten als etwas negativ zu Definierendes, als einen Mangel erfasst, weil sie damit an einer unangemessenen Verformung gemessen und darum im eigenen Wesen verkannt werde.

Talheimer betont die ungeheure Verantwortung, die in der sprachlichen Fassung liege, also in der Art und Weise, wie ich meinerseits die Behinderung ausdrücke, denn durch diese Ausdrucksweise werde das Verständnis schon immer in einer bestimmten Weise geleitet. Er beruft sich dabei auch auf Hans Lipps, der die Potenz des Wortes, die Verbindlichkeit der Sprache sehr eindrucksvoll herausgearbeitet hat, und er zitiert aus Lipps, wenn er sagt: «Die Dinge zeigen sich im Licht der im Wort gefallenen Entscheidung». Sie werden also durch die sprachliche Fassung erst zu dem, was sie dann in der Folge sind. Und so wie bei Bodenheimer die Taubheit aus dem Anderssein begriffen wird, so spricht auch Talheimer, um von vornherein negative Tendenzen auszusparen, von einem Anderssein, insbesondere von einem «kognitiven Anderssein». Kognitives Anderssein, erklärt er, umschreibe die Situation desjenigen Menschen, der in seinen intendentuellen Systemen anders konstruiert erscheine.

Zu den Schwierigkeiten des Erziehers

Gestatten Sie mir nun noch einige Ausführungen zur Behinderung und zu den Schwierigkeiten des Erziehers, der zunächst sich selber erziehen muss, wenn er seiner Aufgabe in der Erziehung Behinderter gerecht werden will! Es scheinen schwierige Probleme, die sich ihm stellen. Zunächst: Jeder gesunde Mensch fühlt sich dem Behinderten gegenüber instinktiv befangen. Diese Befangenheit ist unwiderstehlich, ohne dass er sagen könnte, worauf sie beruht; sei es, dass die gewohnte Weise des Umgangs gestört ist, dass er unsicher ist und nicht weiss, wie er sich verhalten soll; da sich beim Gesunden ein Gefühl des schlechten Gewissens aufdrängt, weil er dem Behinderten gegenüber sich ungerechtfertigt bevorzugt fühlt. Soll man beispielsweise jemandem, der durch eine Narbe entstellt ist, sein Mitgefühl bekunden? Oder besteht dabei die Gefahr, dass man ihn

Neuerscheinung

Altersbauten und Dienstleistungen

Die Aufgaben im Zusammenhang mit der Altersbetreuung haben sich in den letzten Jahren teils verlagert, teils stark erweitert. Während für die Planung und den Bau von Altersunterkünften bereits gewisse Unterlagen zur Verfügung stehen, fehlte bisher das einschlägige Material für die Planung und Kostenberechnung von Dienstleistungen, die bei Altersbauten einbezogen werden könnten und sollten. Die illustrierte Broschüre «Der Einbezug von Dienstleistungen in die Planung von Altersbauten», die im Verlag der «Schweizer Gemeinde» erschienen ist, schafft endlich da Abhilfe. Das kleine Werk von etwa 35 Seiten Umfang aus der Werkstatt der Architektin Annemarie Walther-Roost kann beim Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, zum Preis von Fr. 12.50 (exkl. Versandkosten) bestellt werden. Es bildet für Behörden, Baukommissionen und Architekten eine nützliche, ja sogar unerlässliche Orientierungshilfe.

Bestellung

Altersbauten und Dienstleistungen

Wir bestellen hiermit

_____ Exemplar(e) der illustrierten Broschüre «Der Einbezug von Dienstleistungen in die Planung von Altersbauten» von Annemarie Walther-Roost zum Preis von Fr. 12.50 (exkl. Versandkosten).

Name, Vorname: _____

Adresse: _____

PLZ/Ort: _____

Datum, Unterschrift: _____

Bitte einsenden an Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

durch das Mitleid kränkt und schmerzhaft ihn daran erinnert, ihn damit zum Ausgestossenen macht? Oder soll man tun, als ob man nichts merke, und sich dadurch der Gefahr aussetzen, als teilnahmslos zu erscheinen?

Hier handelt es sich um unbewusst sich einstellende Hemmungen, die erst durch eine Selbstüberwindung ausgeschaltet werden müssen. Schwieriger natürlich, wo es sich um wirklich entstehende körperliche Verunstaltungen oder um ein wirklich gestörtes, unverständliches Verhalten handelt, wo also auf der einen Seite der Eindruck des Ekelregenden, auf der anderen Seite der Eindruck des Unheimlichen, Bedrohlichen, auftritt.

Den Berufserzieher werden diese Schwierigkeiten vielleicht weniger belasten, weil er gelernt hat sich sachlich damit auseinanderzusetzen, umso mehr aber den Menschen, der unvorbereitet vor einer solchen Aufgabe steht. Die heutige Gesellschaft hat die Neigung, solchen bedrohlichen Anblick vor der Öffentlichkeit zu verstecken, indem man den bezeichneten Menschen isoliert, in Anstalten oder auch in der Familie. So kann es kommen, dass ein gepflegtes Wohnviertel Einspruch erhebt, wenn ein Behindertenheim dorthin verlegt werden soll, oder dass die Gäste ein Hotel unter Protest verlassen, weil dort eine Gruppe von Behinderten aufgenommen wird. Das sind gewiss beschämende Einzelfälle, aber die Hemmung besteht eben doch, und darum ist unbedingt daran festzuhalten, die Anerkennung des Geistigbehinderten gebietet es, insoweit es irgend möglich ist, ihn in das gemeinsame Leben einzubeziehen, weil es nur hier zur Entfaltung der ihm gegebenen Möglichkeiten kommen kann.

Dass es Grenzen gibt, das weiss ich, und ich denke hier vor allem an die am schwersten Behinderten, bei denen sich die menschliche Zuwendung doch erst gegen einen Widerstand des Abgestossenwerdens und des Ekels durchsetzen muss. Es ist vielleicht nicht ganz abwegig, hier an das aufrüttelnde Gedicht Franz Werfels zu erinnern, in dem vom Gang Christi durch Verwesung und Kadaver die Rede ist. Da heisst es unter anderem: «... mein Vater Du, so Du mein Vater bist, lass mich doch lieben dies verwesene Wesen, lass mich im Aase Dein Erbarmen lesen! Ist das denn Liebe, wo doch Ekel ist? Ist das denn Liebe, wo noch Ekel ist?» Das ist, im Geist des Expressionismus, leidenschaftlich zugespitzt. Aber etwas von dieser allen Ekel überwindenden Liebe muss doch der Heilpädagoge, muss jeder andere Mensch im Verkehr mit dem Schwerbehinderten aufbringen. Es klänge wie Hohn, wollte ich hier von einem pädagogischen Aerger sprechen. Sogar beim Wort Caritas würde ich zögern, denn die Anerkennung des Behinderten, wenn diese wirklich echt sein soll, darf nicht ein mitleidiges Sich-Hinabneigen sein — das ist bei jedem leidenden Tier auch möglich und geboten. In der Anerkennung des Behinderten geht es letztlich um die menschliche Gleichberechtigung, biblisch gesprochen darum, dass eben vor Gott alle Menschen gleich sind und ein gleiches Recht auf Lebenserfüllung haben, wie sie sich nur in der Teil-

nahme an einem gemeinsamen Leben auswirken kann.

Wer sich auf diesen menschlichen Bezug einlässt, der behandelt den andern nicht mit dem sicheren Gefühl der Ueberlegenheit.

Er exponiert sich, er wagt es, in seinen erzieherischen Bemühungen zu scheitern, und was mehr ist, er wagt es, dass auch der andere merkt, dass er scheitert. Ja, gehen wir sogar noch einen Schritt weiter: Wenn das erzieherische Verhältnis zu einem gemeinsamen Handeln und einem Miteinanderleben geworden ist, dann ist auch das Scheitern ein gemeinsames Scheitern, ein von beiden Seiten gleichermassen schmerzlich empfundenenes Scheitern; es wird dazu beitragen, das Gefühl der Verbundenheit zu verstärken.

Das führt — in der Perspektive des Tagungsthemas — zu der zunächst paradox erscheinenden Forderung, dass gerade die ehrliche Erfahrung der Grenzen pädagogischer Anstrengungen wesentlich zur Vertiefung des Verhältnisses und zur Vertiefung des Selbstverständnisses des Heilpädagogen beiträgt. Sie macht ihm klar, wo er sich selber ändern muss, wenn er andern helfen will.

Das Recht auf Erziehung ist ein Menschenrecht

Und wenn ich jetzt zurückblicke, bin ich vielleicht manchmal den Gefahren der Abschweifung erlegen. Ich möchte deshalb drei Punkte wiederholen und zusammenfassend sagen:

① Die Anerkennung des geistig Schwerbehinderten als Menschen ist eine unabdingbare Forderung der Heilpädagogik. Diese Forderung ist nicht so selbstverständlich, wie sie klingt, denn aus der Tatsache der Behinderung entspringt notwendig die Frage nach der Art und dem Ausmass der Behinderung und nach den Möglichkeiten einer Aenderung. Darum sind psychiatrische und psychologische Beurteilung und Behandlung unentbehrlich. Damit ist auch eine diesbezügliche intensive empirische Forschung unentbehrlich. Sie würden mich völlig missverstehen, wenn Sie mich als einen Gegner dieser Forschung auffassen würden. Aber hieraus entspringt auch die Gefahr, dass diese Hilfsmittel zum Selbstzweck werden, und dass die Heilpädagogik ihrerseits ihren wissenschaftlichen Anspruch selber auf die diesbezügliche empirische Forschung gründet. Es darf gar nichts darüber hinwegtäuschen, dass es sich zunächst und zuerst um Erziehung dreht, dass alle Diagnosen und alle Therapien nur Hilfsmittel sind. Die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Heilpädagogik ist falsch gestellt, ja sie liefert sich letztlich der Unmenschlichkeit aus, wenn dabei die Anerkennung des Menschen als Menschen umgangen wird. Noch einmal: Es gibt grundsätzlich keine Grenzen nach unten, wo der Mensch aufhört, Mensch zu sein, und darum bleibt mit aller Entschiedenheit der Satz von Paul Moor, den ich mit Absicht an den Schluss gestellt habe: «*Heilpädagogik ist Pädagogik und nichts anderes*».

2 Das Problem spitzt sich zu bei den Fällen extremer Behinderung, die unsere Gesellschaft als unerziehbar aufzugeben und als Pflegefälle zu behandeln bereit ist. Damit würde diesen Menschen das Recht auf Menschsein abgesprochen, und es gilt mit aller Entschiedenheit, dass auch der Schwerstbehinderte ein Recht hat, als Mensch angenommen zu werden, und das heisst zugleich, dass er ein Recht auf Erziehung hat. *Das Recht auf Erziehung muss als ein elementares Menschenrecht nach wie vor anerkannt werden.*

3 Obgleich es eigentlich nicht mehr zu unserem Thema gehört: Es gilt nicht nur der Moorsche Satz, dass alle Heilpädagogik Pädagogik sei, sondern es gilt auch die Umkehrung, dass *alle* Pädagogik, auch die sogenannte Normalpädagogik, zugleich Heilpädagogik ist, und dass in unserer, immer komplizierter werdenden Welt, die immer mehr zu Fehlentwicklungen führt, dass in unseren heutigen Lebensverhältnissen es immer wichtiger wird, dass jeder Lehrer überhaupt eine gewisse Erfahrung, eine gewisse Kenntnis der Heilpädagogik erwirbt. Ich zitiere nochmals Möckel: «In jeder Pädagogik ist auch Heilpädagogik enthalten. Heilpädagogik macht nur einen allgemein gültigen Aspekt der Pädagogik aus... Diese hat immer wieder von der Heilpädagogik zu lernen». Und wenn ich persönlich noch eine Bemerkung hinzufügen darf, scheint es mir verkehrt, die Ausbildung der Heilpädagogen von der Ausbildung der allgemeinen Lehrerbildung zu trennen. Ich wäre der Meinung, dass jeder Lehrer, ganz gleich welcher Schulform, auch eine gewisse Kenntnis der Heilpädagogik haben sollte.

Hermann Siegenthaler, Zürich:

Die Funktion des Menschenbildes in der Heilpädagogik

Mit dem Begriff Menschenbild meine ich die Gesamtschau dessen, was ich hinsichtlich meines Wesens denke, fühle, ahne, wünsche. Wenn es jetzt darum geht, diese Gesamtschau des menschlichen Wesens in bezug zu setzen zur Heilpädagogik, dann bin ich genötigt, einen Rückblick in die vergangenen Jahrzehnte zu tun. Dabei stütze ich mich auf den Satz von Paul Moor, Heilpädagogik sei Pädagogik und nichts anderes. Versucht man, diesen Satz wirklich ernstzunehmen und nicht bloss in der praktischen Tätigkeit, sondern auch in der Theorie zu verwirklichen, dann müsste man doch Pädagogik und Heilpädagogik in ihrer dauernden Entsprechung oder gegenseitigen Ergänzung sehen, wie das im Vortrag von Otto Friedrich Bollnow geschehen ist. Dass diese Sicht aber nicht allgemein üblich ist, zeigt die Rückschau in die vergangenen Jahrzehnte der Heilpädagogik deutlich.

Ich greife als Beispiel diese Frage auf: Wie ist die Frage nach dem Menschen in Pädagogik und Heilpädagogik gestellt und wahrgenommen worden? Da stehen wir zunächst vor der Tatsache, dass die Frage nach dem Menschen in unserem Jahrhundert mit einer eigentümlichen, einzigartigen Intensität aufgebrochen ist. Und zwar hat der Aufbruch alle Humanwissenschaften erfasst. Es würde zu weit führen, wenn ich Gründe für diesen Aufbruch erläutern wollte. Nur das eine: Offensichtlich musste durch die Erschütterungen, die unser Jahrhundert erlebt hat und vor deren weiteren ungeheuren Möglichkeiten wir heute stehen, ein bisher selbstverständliches und als sicher geglaubtes Verständnis vom Menschen aufgegeben werden. Und an dessen Stelle traten Zweifel und eine brennende Frage, von der wir Heutigen annehmen, dass sie das einzige Verlässliche sei. Nicht die Antwort scheint entscheidend, sondern die Frage. Wir seien jenes Wesen, welches sich mit der Frage nach sich selbst begnügen muss,

weil keine noch so umfassende Antwort befriedigend und zufriedenstellend sein kann.

In diesem gewaltigen Fragestrom steht die Pädagogik

Innerhalb dieses gewaltigen Fragestromes in unserem Jahrhundert steht auch die Pädagogik. In ihr hat nach dem Zweiten Weltkrieg, als eine massive Verunsicherung und eine massive Ratlosigkeit im erzieherischen Denken und Handeln herrschten, die Frage nach dem Wesen des Menschen hinsichtlich seiner Erziehung Eingang gefunden. Zu den wichtigsten Vertretern dieses neuen Fragens der Pädagogik gehört Otto Friedrich Bollnow. Es waren Impulse, die vor allem durch die Betrachtungsweise zustand kam, wie sie Jahrzehnte zuvor in der philosophischen Anthropologie entstanden waren. Bollnow hat diese Werkmethode, die er als anthropologische Betrachtungsweise bezeichnet, in die Pädagogik übertragen.

Seit ungefähr zu Beginn der sechziger Jahre kennen wir die sogenannte *pädagogische Anthropologie*. Sie ist ein wichtiger Zweig innerhalb der neuzeitlichen Pädagogik und sie bildet meines Erachtens ein *Gegengewicht* gegenüber der *empirisch-sozialwissenschaftlich ausgerichteten Erziehungswissenschaft*. Die Frage der pädagogischen Anthropologie, die ich in Anlehnung an Bollnow formuliere, lautet:

Wie muss das Wesen des Menschen verstanden werden, wenn ich die Erziehbarkeit in meinem Verständnis als sinnvolles und notwendiges Glied begreifen will?

Und wie muss Erziehung verstanden werden, wenn sie als eine Erscheinung aufgefasst werden soll, die diesem Wesen entspricht?

Von dieser Fragestellung sind im letzten Jahrzehnt ungeheure Impulse in das pädagogische Denken gekommen. Wenn nicht alle Anzeichen der gegenwärtigen Zeit trügen, scheint es, als würde diese Betrachtungsweise in der nächsten Zukunft noch grösseren Einfluss haben. Wenn der Satz zutrifft, Heilpädagogik sei Pädagogik und nichts anderes, dann wäre zu erwarten, dass das anthropologische Fragen auch in der Heilpädagogik zu denselben Impulsen geführt hätte, so dass wir so etwas wie eine *heilpädagogische Anthropologie* vorfinden könnten. Schon dass ich in der Möglichkeitsform spreche, verrät Ihnen, dass dieses nicht der Fall ist. In der Tat finden wir eine der pädagogischen Anthropologie vergleichbare Tendenz in der Heilpädagogik nicht oder bloss in vagen Ansätzen. Ich will dieser Tatsache etwas nachgehen.

Lässt man sich zunächst leiten vom Begriff Anthropologie — Anthropos heisst der Mensch, Anthropologie die Lehre vom Menschen, die philosophische Anthropologie ist also die philosophische Lehre vom Menschen — dann muss auffallen, dass der Begriff im Jahre 1967 gleich in zwei Arbeiten vorzufinden ist. Eduard *Montalta* hat im Handbuch der Heilpädagogik seinen Artikel unter dem Titel «Grundlagen und systematische Ansätze zu einer Theorie der Heimerziehung» mit dem Abschnitt «Anthropologische Grundlegung» eingeleitet. Darin klärt er wesentliche Merkmale des Menschenbildes, welches dem Helfen als einer heilpädagogischen Aufgabe zugrunde gelegt werden müsse. Und im selben Jahr erschien in Hamburg ein Sammelband mit verschiedenen Referaten, worin *Bleidicks* Aufsatz «Das behinderte Kind in anthropologischer Sicht» zu finden ist. Darin beschreibt er die Aufgabenstellung, welche der anthropologischen Denkweise innerhalb der Behindertenpädagogik zufalle. Diesen Ansatz hat er 1972 in seinem grossen Werk «Pädagogik der Behinderten» weitergeführt, aber als *Exkurs* bezeichnet und ihm den Titel gegeben «Entwurf einer Anthropologie des Behinderten und seiner Erziehung». Neben diesen beiden Vertretern sind bloss vereinzelte Aufsätze im Verlaufe der siebziger Jahre zu finden, was im Vergleich zur Flut an entsprechenden Titeln in der Pädagogik sich sehr spärlich ausnimmt. Bevor wir dies aber beklagen, müssen wir einen andern Zusammenhang aufgreifen.

Seit Hanselmann: die Frage nach dem Menschenbild

Wenn auch eine heilpädagogische Anthropologie mit klarer Aufgabenstellung fehlt, durchzieht doch die Frage nach dem Menschenbild die Heilpädagogik seit *Hanselmann*, und deutlich tritt sie in den Uebersetzungen zum Sinn des behinderten Lebens oder des Lebens überhaupt, zum Sinn der heilpädagogischen Aufgabe zutage. Und in ganz entschiedener und eindrücklicher Weise bricht diese Frage im Gesamtwerk von *Paul Moor* durch. Er hat, wie ich das später noch zeigen werde, den Begriff «Anthropologie» eigenartig sparsam, und wie es mir scheinen will, mit einer eigentümlichen Vorsicht verwendet. Ich habe im Todesjahr von Moor auf seine anthropologische Denkweise hingewiesen und damals die Behauptung

aufgestellt, seine Heilpädagogik sei im Grunde eine Anthropologie und nur von ihr her verstehbar. Es besteht kein Zweifel, dass Moor sich mit der gesamten existenz-philosophischen Anthropologie, mit der Anthropologie der dialektischen Theologie und der philosophischen Anthropologie auseinandergesetzt hat. Auf meine Frage, warum bei ihm denn die Hinweise auf die *pädagogische* Anthropologie fehlten, obschon er Bollnow kannte, sagte er mir wenige Jahre vor seinem Tod, er hätte hierzu die gesamte entsprechende Literatur lesen und verarbeiten müssen, und dafür habe ihm die Zeit und Lust gefehlt. Denn, wie viele von Ihnen wissen, hat er ja vier Jahre vor dem Tod sich an die Uebersetzung des Matthäus-Evangelium gesetzt.

Was geht aus dieser knappen geschichtlichen Rückschau hervor? Die Frage nach dem Wesen des Menschen und dem Menschenbild ist in der Heilpädagogik immer von der *inhaltlichen* Seite her aufgenommen worden und durchzieht vor allem die Schweizer Heilpädagogik, ohne dass der Anthropologiebegriff und die entsprechende Betrachtungsweise ausdrücklich betont werden. Das lässt sich auch im Hauptwerk von *Emil E. Kobi* nachweisen. Wie war es aber möglich, dass die Impulse der allgemeinen Pädagogik nicht zu einer eigentlichen und ausdrücklichen heilpädagogischen Anthropologie mit klarer Aufgabenstellung geführt haben?

Ich wage, zur Beantwortung dieser Frage eine Vermutung auszusprechen, die hier bloss als Denkanstoss gedacht werden soll. Vielleicht unterliegen wir Heilpädagogen immer wieder der Gefahr, von der Behinderung, von der Schädigung fasziniert zu sein, und dabei vergessen wir das Menschsein dessen, der behindert und geschädigt ist. Ein Hinweis für die Richtigkeit dieser Annahme scheint mir immer wieder das deutliche Bestreben zu sein, die medizinische Diagnose kennen und sich auf psychologisch fassbare Kriterien abstützen zu wollen.

Liegt darin nicht ein Zeichen dafür, dass sich die Heilpädagogik, trotz allen Beteuerungen, immer noch zu sehr an das naturwissenschaftliche Denken und an die Psychologie anlehnt, statt an die Pädagogik?

Und da stehen wir vor der Bedeutung der Thematik unserer Tagung, die ja im Grunde genommen das fortsetzt, was vor einem Jahr an der HPS-Tagung in Luzern begonnen worden ist, dem *Menschenbild in der Heilpädagogik*. Es geht nämlich darum, die anthropologische Betrachtungsweise nach ihren Möglichkeiten für die Heilpädagogik zu befragen und wenn möglich, zum Aufbau einer heilpädagogischen Anthropologie vorzudringen. Vielleicht wäre dadurch ein Weg gefunden, eine deutlichere Annäherung an die Pädagogik zu finden, und vielleicht wäre das ein Gegengewicht zur empirisch-sozialwissenschaftlich ausgerichteten Sonderpädagogik. Unter diesen Perspektiven greife ich jetzt die Frage nach dem Menschenbild des Heilpädagogen auf und möchte dann in einem abschliessenden Kapitel die Aufgaben einer heilpädagogischen Anthropologie knapp umreissen.

Neu erschienen:

Heim-Verzeichnis 1981

Innert weniger als zwei Jahren war das 1979 im VSA-Verlag erstmals erschienene **Verzeichnis der Heime für erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche** (welches den Heimkatalog von 1976 abgelöst hatte) vergriffen. In der lebhaften Nachfrage liess sich erkennen, wie sehr dieses Verzeichnis den einweisenden Instanzen (Versorgern) als Hilfsmittel zur ersten Information willkommen war.

Die zweite Auflage des Heimverzeichnisses ist jetzt erschienen. Am Zustandekommen sind das Pädagogische Institut der Universität Zürich, Fachbereich Sozialpädagogik, und der Schweizerische Verband für erziehungsschwierige Kinder und Jugendliche (SVE) mitbeteiligt. Die Angaben, die in der zweiten Auflage des Verzeichnisses enthalten sind, stützen sich auf das Ergebnis einer bei den Heimen durchgeführten neuen Erhebung.

Das Resultat dieser neuen Umfrage liess bloss vereinzelte Aenderungen und Anpassungen nicht zu, sondern machte eine völlige Ueberarbeitung und zudem eine Erweiterung des Verzeichnisses nötig. Deshalb können nun auch nicht nur einzelne Nachträge bestellt werden. Das Verzeichnis wird den Benützern lediglich dann von Nutzen sein, wenn der ganze Inhalt der zweiten Auflage bezogen wird.

In der äusseren Form unterscheidet sich die zweite Auflage jedoch nicht von der ersten: Format A 5, Loseblatt-System, durch Register nach Kantonen geordnet, solider gelber Ordner mit Aufdruck. Das Verzeichnis beruht auf der Selbstdarstellung von 146 Heimen nach vorgegebenem Raster. Auf je zwei Seiten sind für jedes Heim Träger, Aufsichtsstelle, Leitung, Platzzahl, organisatorische Gliederung, pädagogisches Konzept und Schulungsmöglichkeiten genannt.

Die Angaben zu den in alphabetischer Reihenfolge eingereichten Heimen ermöglichen dem Benutzer des Verzeichnisses 1981 einen raschen Ueberblick. Es kann jetzt beim Sekretariat VSA **mit** und/oder **ohne** Ordner bestellt werden.

Bestellschein Heimverzeichnis 1981

Wir bestellen hiermit

..... Exemplar(e) des Heimverzeichnisses 81 **mit** Ordner, Register und Inhalt zum Preis von Franken 40.— (exkl. Porto und Verpackung).

..... Exemplar(e) des Heimverzeichnisses 81 **ohne** Ordner und Register, Inhalt bandiert, zum Preis von Fr. 30.— (exkl. Porto und Verpackung).

Name, Vorname

Adresse, PLZ, Ort

Bitte senden an das Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.

Es ist für viele selbstverständlich, dass jedes Reden vom Menschen auf einem vorausgesetzten Vorverständnis beruht, welches Bollnow schlicht und einfach als Menschenbild bezeichnet. Es ist meist unausgesprochen, man kann auch sagen, in der Umgangssprache, es sei eine Hinterkopftheorie, die unausgesprochen bleibt. Doch durchzieht und prägt das Reden vom Menschen und das Handeln in bezug auf den Menschen dieses Menschenbild. Jedenfalls: das Bild scheint für Einwirkungen von aussen zugänglich zu sein. Zum Beispiel weiss die heutige Werbepsychologie, dass sie uns bloss ein bestimmtes Menschenbild vorlegen muss, um uns für ihre Zwecke zu gewinnen, und es weiss jedes politische System, dass über die Einwirkungen auf das Menschenbild die Massen für bestimmte Zwecke mobilisiert werden können. Da brauchte man doch bloss die Kritiken für das Bild eines *lebenswerten* Lebens zu verbreiten, und schon machte man mit der Vernichtung des *unwerten* Lebens ernst.

Das sind meines Erachtens Gründe, warum es dringend notwendig ist, sich über das Menschenbild in Pädagogik und Heilpädagogik Klarheit zu verschaffen. Möglicherweise könnten neue Impulse auch in unser praktisches Handeln einfließen.

Doch ergeben sich, wenn man nach dem *eigenen* Menschenbild Ausschau hält, erhebliche Schwierigkeiten und Probleme, denn, wie komme ich in diese Schicht meines eigenen Verständnisses? Wie kann ich mich in meinem *Wesen* nicht bloss in meinem psychologisch fassbaren besonderen Merkmalen verstehen? Ja, was ist denn *Wesen* des Menschen, was ist *mein* Wesen? Ich lege auf diese Fragen zwei Hinweise bereit, die einen Weg zu versprechen scheinen, zu bestimmten Antworten zu gelangen. Es handelt sich um zwei gedankliche Experimente, die ich Sie bitte, jetzt nachzuvollziehen.

Streichen Sie einmal in Ihrem Selbstverständnis und all dem, was Sie wissen über sich, das weg, was Sie von Ihren Kindern unterscheiden, mit denen Sie es in der Praxis zu tun haben: Ihr Alter, Ihre Geschlechtszugehörigkeit, Ihre Wertsetzung, die Intelligenz, Ihre Gemühtiefe, Ihre Uebersicht über die Welt, den Lebensalltag, Ihr Geniessenkönnen, Ihr Lernen usw. Was bleibt da zuletzt noch übrig, wenn Sie das alles wegstreichen? Doch gerade das, was uns miteinander verbindet — vielleicht ist das unser Wesen. Oder überlegen Sie sich, wie Sie Kinder, mit denen Sie es zu tun haben in Ihrer Heilpädagogik, vor Angriffen schützen wollen, wenn ihnen lebensunwertes Leben zugeschrieben wird und wenn die entsprechenden Konsequenzen drohen. Wie würden Sie das Leben Ihrer behinderten Kinder verteidigen, wenn es nach unseren Begriffen auch schwerstbehindertes Leben ist? Welche Begriffe würden Sie dazu wählen? Ich glaube, die Aussagen die aufgrund dieser beiden Denkexperimente zustande kommen, *berühren* wenigstens das, was unser Menschenbild ausmacht. Aber da ergeben sich doch gleich verschiedene Probleme und Gefahren. Ich will ihnen unter zwei Aspekten nachgehen.

Liegt nicht bereits eine Gefahr darin, dass wir all das, was wir als unser Wesen erahnen und in einzelnen Aspekten auch wirklich zu erkennen glauben, als *Bild* zu bezeichnen? Mit dem Begriff «Bild» meinen wir doch in der Regel das formaldurchdachte und gestaltete Bild eines Künstlers, oder wir bezeichnen damit eine innere Vorstellung, also *innere* Bilder. Jedes Bild aber trägt die Gefahr in sich, als solches zu erstarren, indem es in einem Rahmen einpassend so zu bleiben hat, wie es eben gerade ist. Und damit schliesst es sich ab, und ist zu keiner Verwandlung weder fähig noch dazu bereit. Wir sprechen dann von einem geschlossenen Menschenbild. Diese Gefahr hat viele Denker unseres Jahrhunderts davor zurückgehalten, und unter ihnen eben wohl auch Paul Moor, die philosophische Anthropologie als eigenständige philosophische Disziplin darzustellen, weil sie die Gefahr der Bildhaftigkeit und der Erstarrung ahnen. Angesichts dieser Gefahr hat Bollnow einmal betont, es gehe doch um die *Bildlosigkeit* des Menschen. Was damit gemeint ist, ist wohl das Gegenteil der Geschlossenheit, nämlich die *Offenheit*. Was will das aber konkret heissen? Ein offenes Menschenbild? Es fordert wohl dazu auf, sich auf die Meinung abzustützen, dass der Mensch in seinem Wesen weit mehr ist als er zu erahnen und von sich selbst zu wissen in der Lage ist.

Aber nicht bloss die Tatsache der eigenen Begrenztheit gehört zu unserem Wesen, sondern darüber hinaus auch das, was wir *nicht* wissen und nicht als Ahnung formulieren können. Ich meine damit das Geheimnis, das Unfassbare, das hinter, unter oder über all dem liegt, was wir von uns wissen. Das, was auf der andern Seite der Begrenzung angenommen werden kann. Freilich, ob wir dieses Geheimnis auch wirklich auszuhalten in der Lage sind, das ist eine andere Frage. Doch sie entscheidet letztlich über unser Leben und Handeln. Wir haben uns in der heilpädagogischen Fachsprache angeeignet, in bezug auf die Förderung der Behinderten von offen gebliebenen Möglichkeiten zu sprechen. Der Ausdruck stammt von Heinz Bach. Dieser Ausdruck ist nur dann sinnvoll und brauchbar, wenn er auf einem Menschenbild beruht, das in der eben besprochenen Weise von der grundsätzlichen Offenheit getragen ist und das heisst, von der Anerkennung des Geheimnisses. Wenn man es nicht anerkennt, darf man den Begriff «offen gebliebene Möglichkeiten» in unserer Fachsprache nicht brauchen.

Der zweite Aspekt steht mit diesem ersten in engem Zusammenhang und ist vielleicht gleichzeitig ein Grund, weshalb unser Menschenbild so leicht zu erstarren droht.

Das unausgesprochene Menschenbild liegt eben nicht in uns, wie wir dies von den Archetypen im Sinne der psychologische Psychologie annehmen, es ist nicht in uns, sondern es wird. Läge es in uns vor, dann wäre es uns gestattet, es auch zu finden und zur Darstellung zu bringen. Gerade weil diese Meinung leichter zu ertragen ist als die Auffassung der Offen-

heit, droht die Gefahr der Erstarrung. Der Anspruch an uns wäre weniger gewaltig und entspräche eher unserer Trägheit und der Unfähigkeit, das Geheimnis zu ertragen. In Wirklichkeit steht es aber anders.

Unser Menschenbild ist einer dauernden Wandlung unterworfen und löst sich im Verlaufe der Auseinandersetzungen mit alltäglichen Aufgaben und Begebenheiten aus dem Nebel der blossen Ahnung heraus.

Es zeichnet sich dann in vagen Konturen etwas ab, die hie und da deutlicher hervortreten, meist aber wieder im Unklaren verschwinden.

Ich bin bei Paul Moor auf eine Stelle gestossen, die ich lange Zeit nicht verstand. Es gehe ihm — er schreibt es bezeichnenderweise im Vorwort zur Heilpädagogischen Psychologie — es gehe ihm nicht um ein fertiges, sondern um ein werdendes Menschenbild, darum dass jeder zu seiner eigenen Anthropologie gelange auf einem Weg des langsamen Reifens. Mit diesen Hinweisen scheint mir zweierlei gemeint zu sein: dass sich in uns Heilpädagogen — von uns sprechen wir ja — dieses werdende eigene Menschenbild entwickelt und entfaltet und dass der Heilpädagoge sich selbst als ein dauernd Werdender, d. h. sich als dauernd Verwandelnder zu begreifen beginne. *Erst diese beiden Aspekte machen gemeinsam jene Lebendigkeit aus, die für den praktischen Alltag tragfähig ist.*

Haben wir auch nur annähernd diese Dynamik erfahren, die Dynamik des eigenen Werdens und des Werdens unseres eigenen Menschenbildes, dann müssen wir unsere bisherigen Begriffe der heilpädagogischen Fachsprache von ihr her prägen lassen. Aus diesem dynamischen Menschenbild muss sich zwangsläufig eine Haltung ergeben, die nichts, aber auch gar nichts, was vom Kind uns entgegenkommt, und sei es noch so abwegig, noch so schwerstbehindert, in der Norm völlig unangepasst, nichts darf dann als abgeschlossen betrachtet werden. Es muss sich zum Beispiel grundlegend der Begriff «Behinderung» davon prägen lassen.

Behinderung, gleichgültig welche Diagnostik dahintersteckt, darf nicht als unveränderbarer Status aufgefasst werden, sondern auch sie bleibt grundsätzlich verwandelbar und ist veränderbar, ist für Einwirkungen von aussen und von innen offen.

Erst auf dieser Grundlage ist es überhaupt sinnvoll, mit heilpädagogischer Absicht sich dem behinderten Menschen zuzuwenden.

Lohnt sich der Weg des langsamen Reifens?

Unter diesen Voraussetzungen kann es uns jetzt gelingen, einer weiteren Fragestellung nachzugehen. Gerade von der praktischen Arbeit aus kann man oft einer Versuchung kaum widerstehen, die sich etwa in die Frage kleidet: Lohnt es sich denn überhaupt, diesen Weg des langsamen Reifens auszuhalten und sich mit dem dauernd werdenden Menschenbild zu-

friedenzugeben, wo sich doch unsere Sehnsucht weit mehr nach sicheren Grundlagen im eigenen Innern richtet? Diese Frage, die vielleicht zu sehr nach bloss persönlicher Anfechtung klingt, kann ich in eine allgemeinere Form abwandeln: Welches ist denn die Funktion des Menschenbildes für den Heilpädagogen? Ich will auf diese Frage meine Antwort geben. Wo immer wir den Menschen in Situationen beobachten, fällt auf, dass er all den Gegensätzen, den Widersprüchen, den unzähligen Ungereimtheiten etwas entgegen zu halten bemüht ist, welches ihn befähigt, das Ungelöste und Unlösbare einigermaßen auszuhalten und durchzustehen. Ich denke da an die Fülle von Informationen, die täglich aus aller Welt auf uns eintreffen und denen wir doch rettungslos ausgeliefert sind, denn wir spüren doch gleichzeitig, dass wir als Einzelwesen das Weltgeschehen nicht umzulenken vermögen. Wie gelingt es, diese Widersprüche und das Absurde, das sich hinter ihnen aufzutun scheint, auszuhalten? Doch nur, wenn es uns gelingt, sie in einen grösseren Zusammenhang hineinzustellen, den wir persönlich stiften müssen. Wir versuchen zum Beispiel, das Kriegsgeschehen bestimmter Länder aus der geschichtlichen Entwicklung heraus zu verstehen. Wir haben ein Empfinden für die zeitlichen Abläufe, die sich über die Jahrhunderte erstrecken und Auswirkungen auf die Gegenwart haben, zugleich versuchen wir sie einzubauen in eine mögliche zukünftige Entwicklung, oder aber wir bauen die Widersprüche ein in eine geglaubte ganzheitliche Wirklichkeit, von welcher die hier und jetzt erfahrene Wirklichkeit nur ein kurzer Abschnitt ist — gemeint ist die religiöse Einstellung. Aus anthropologischer Sicht ist diese religiöse Einstellung der Versuch, Einheit und Ganzheit zu stiften und sich selbst damit zu sichern.

Bezogen auf die Beschäftigung mit Menschen in der Heilpädagogik, vermag unser Menschenbild nun diese Funktion zu übernehmen. Selbstverständlich hängt es mit unserem Weltbild zusammen oder ist gar mit ihm eins. Wichtig aber scheint mir, dass Welt- und Menschenbild Ausdruck unseres Empfindens, Einheit für die Ganzheit, für Zusammenschau und Gesamtschau sind. Wie anders vermöchten wir in der heilpädagogischen Tätigkeit auf die Dauer zu bestehen, ohne auf all dieses Fremde und Andersartige, welches sich unserem rationalen Erfassen entzieht, eine einheitsstiftende Antwort zu geben? Als Heilpädagogen stehen wir in der Erfahrung der Begrenzung. Sie ist meines Erachtens nur auszuhalten, wenn es uns gelingt, sie als Impuls aufzugreifen und die Frage nach dem eigenen Menschenbild zu stellen und darauf eine Antwort zu geben.

Wenn es einem gelingt, auf diese *einheitsstiftende* Funktion des Menschenbildes etwas zu achten, bemerkt man gleichzeitig, dass Energien aufrichten, und man sich wieder mit neuem Schwung an die Bewältigung der Arbeit heranmacht. Darin liegt begründet, weshalb zum Beispiel die anthroposophische Heilpädagogik für viele eine besondere Anziehungskraft besitzt, weil in ihr ein deutlich und klar formuliertes Menschenbild bereits vorgefunden wird — es wurde von Rudolf Steiner formuliert —, ob es sich auch mit der vorhin betonten Auffassung deckt,

das Menschenbild sei andauernd in einem Werdeprozess begriffen, bleibt dann allerdings eine andere Frage. Derjenige aber, der sich zu diesem anthroposophischen Menschenbild bekennen kann, erfährt in der Tat eine bestimmte Sicherheit für seinen Alltag, eben gerade deswegen, weil das Menschenbild als Gesamtschau Gegensätzliches auszuhalten vermag und dadurch zu neuen psychischen Energien führt.

Die ausseranthroposophische Heilpädagogik sollte von dieser Erfahrung lernen. Allgemein würde das heissen: die Erfahrung des werdenden Menschenbildes vermag im Menschen ein tief verwurzeltes Vertrauen zu wecken, indem er der Verunsicherung angesichts der Widersprüche und Gegensätze eine innere Sicherheit entgegensetzen vermag.

Solches Vertrauen kann sich unter anderem darin äussern, dass wir dem Wesen des Menschen nicht bloss die Möglichkeit der Weltzerstörung zuschreiben, sondern — ich sage genauso — die Möglichkeit der Weltgestaltung.

Dieses Vertrauen dürfte in unserer heutigen Zeit von besonderer Aktualität sein.

Nun mag Ihnen aufgefallen sein, dass ich bisher nur wenige Angaben in bezug auf den Inhalt des Menschenbildes gemacht habe. Das möchte ich jetzt nachholen. Aber es darf auf keinen Fall jetzt darum gehen, ein Menschenbild so zu formulieren, dass wir uns dann anschliessend an diese Tagung auf dieses Menschenbild einigen und uns verpflichten könnten, es in die Praxis hineinzutragen. Gerade das widerspräche ja der Offenheit und würde diese gemeinte, wohlgemeinte persönliche Modifikation verhindern. Ich wehre mich gegen eine derartige Einigung und Verpflichtung, denn in dem Augenblick, da wir das täten würde doch so leicht ein Kreis von Menschen geschaffen, die sich zu dieser einen bestimmten Auffassung als zugehörig fühlen, und das würde unweigerlich dazu führen, dass die andern, die sich dann eben nicht dazu bekennen, draussen stehen und eben noch nicht so weit sind. Man trifft auch kräftigere Ausdrücke an oder jenes überlegene Lächeln, um die Draussenstehenden zu bezeichnen und ihnen klarzumachen, dass sie das eben alles noch nicht so verstehen.

Eigenartige Scheu — woher kommt sie denn?

Darf man aber an der Aufgabe vorbeigehen, ein Menschenbild inhaltlich zu formulieren? Man scheint heute in der Pädagogik und in der Heilpädagogik eine eigenartige Scheu davor zu haben, denn sehr leicht wird man dann mit dem Stempel der Unwissenschaftlichkeit versehen, weil man bloss subjektive Meinungen vertrete, und darum werde denn auch gesagt, unsere Tagung sei irgendwie «poetisch». Ob dahinter nicht auch häufig die Angst vor dem Bekenntnis zum Menschen steckt?

Ich meine, wir sollten den Mut aufbringen, zu unserem eigenen Menschenbild zu stehen,

denn dies könnte anderen doch Mut machen, gerade in einer Zeitepoche, in der das gesamte Erziehungswesen von ungeheurer Unsicherheit durchzogen ist. Uebrigens, ich habe an verschiedenen Stellen schon bereits inhaltlich etwas zu diesem Menschenbild gesagt, was ich jetzt bloss aufzugreifen habe. Ich sagte, der Heilpädagoge müsse ein grundsätzlich offenes Menschenbild haben. Das ist zwar eine formale Aussage. Hinter ihr verbirgt sich aber eine inhaltliche: *Der Mensch ist ein offenes Wesen*, welches in bezug auf die ihn umgebende Welt in einem wechselseitigen Austausch von Eindrücken und Ausdrucksmöglichkeiten steht. Ich sagte, das Menschenbild müsse wandelbar und veränderbar bleiben. Die entsprechende inhaltliche Angabe lautet: *Der Mensch ist in seinem Wesen grundsätzlich verwandelbar und veränderbar*. In welcher Richtung er sich verändert, ob in einer stetig aufwärts steigenden Linie im Hinblick auf eine allmähliche Vervollkommnung oder aber in eine abwärts führende, d. h. in einem stetigen Abbau begriffenen Weise, das ist damit nicht gesagt. Doch müssen wir beides, den Aufbau und den Abbau mit in unser Menschenbild hereinnehmen.

Die dritte Aussage ist ja zum Thema unserer Tagung geworden: Der Mensch steht dauernd Begrenzungen gegenüber, d. h. doch gleichzeitig, dass er nie jene Ganzheit verwirklicht, von der er träumt. Damit ist aber etwas zum Ausdruck gebracht, was weittragende Konsequenzen hat, denn es bedeutet, dass der Mensch angewiesen ist auf etwas, was ihm von aussen zukommt, auf etwas also, was nicht in seinem Innern vorgefunden wird. Auf der Ebene der sozialen Bezogenheit heisst das:

Der Mensch ist auf die Zuwendung des andern angewiesen.

Diese Aussage kann nur dann bestehen bleiben, wenn zugleich die Möglichkeit mitgedacht wird, dass sich der Mensch auch dem andern zuwenden kann. *Zuwendungsberedtheit* und *Zuwendungsbedürftigkeit* sind daher die inhaltlichen Angaben dieses Menschenbildes.

Das ist meines Erachtens die Struktur des Menschenbildes, welches eine heilpädagogische Tätigkeit zu tragen vermag,

denn darin ist jeder Mensch eingeschlossen, der Schwerstbehinderte, der alte Chronischkranke, der Sterbende —, all jene also, von denen wir sagen, sie befänden sich an der Grenze des Menschlichen oder in der Grenzzone des Menschseins.

Hier liegt das Verbindende, nach welchem die anthropologische Betrachtungsweise Ausschau hält.

Wenn man ein derartiges Menschenbild gelten lassen will, dann muss man sich aber der Konsequenzen bewusst sein, denn es widerspricht dem heute gängigen Bild, welches den Menschen als intaktes, sich selbst genügendes, aus sich selbst heraus sich befreiendes, autarkes, autonomes Wesen bezeichnet, oder wie die Begriffe auch immer lauten mögen, welche den

Hochmut des Menschen bezeichnen, und an seine Stelle tritt der Mensch als ergänzungsbedürftiges, als begrenztes, auf ein Du angewiesenes und hilfsbedürftiges Wesen.

Nur so wird der Behinderte in das Gesunde hereingeholt, nein, wird der Nichtbehinderte in seinen eigenen Behinderungen und Begrenzungen wirklich ernst genommen. Erst da hört die Grenze zur Unterscheidung von Gesundheit und Krankheit, Behinderung und Nichtbehinderung auf. Es wird in diesem Jahr häufig von der Forderung gesprochen, man müsse sich mit dem Behinderten solidarisieren. Ich weiss nicht, wie dies zu geschehen hat, ausser ich bekenne mich zu einem Menschenbild, das nun so gefasst ist, dass ich in mir selber die Behinderung anerkenne und sie als eine Form der Begrenzung auffasse. Damit stosse ich aber an die Grenze der anthropologischen Aussage.

Nicht zu fassendes Geheimnis der Grenze

Zum Schluss noch ein Wort zum Geheimnis der Grenze und zum Begrenztsein des Menschen. Ist es das hinter der Grenze Liegende, was in den alten Menschen trägt? Was macht den Menschen menschlich und welchen Begriff wählen Sie, um das zu bezeichnen? Ist es der Kern der Person, der Existenzkern, die Durchgangsschwelle zum Uebersinnlichen, zum Transzendenten, ist es für Sie das Göttliche? Ist für Sie der eigentliche Mensch der un-

sterbliche Fremdling? Hinter jedem dieser Begriffe steckt eine persönliche Entscheidung. Oder, wenn wir sagen, der schwerstbehinderte Mensch lebt an der Grenze des Menschlichen, was liegt denn jenseits der Grenze? Ist es für Sie die göttliche Sphäre, die göttliche Verheissung, das Nichts, das Geistige, das Absolute, der Aufenthaltsort des unsterblichen Fremdlings? Daraus lässt sich folgern, dass jedes Menschenbild eine Ebene aufweist, wo allgemeingültige Aussagen versagen müssen, wo sie nur noch aufgrund persönlicher Wertsetzung und persönlicher Entscheidung möglich sind. Jedes Menschenbild trägt daher etwas Bekenntnishafte in sich. Ohne eine derartige Grundentscheidung bliebe es an der Oberfläche. Bollnow sagt einmal, jedes Reden vom Menschen habe transzendental-philosophischen Charakter. Auf dieses Bekenntnis kann man wohl hinweisen, denn geleistet werden muss es von jedem einzelnen. Meine heilpädagogische Tätigkeit hat mich genötigt, zu dieser Ebene der Aussagen vorzustossen. Ich habe dabei erfahren, dass gerade durch sie neue Energien wach geworden sind.

Ich habe in bezug auf die Wissenschaftlichkeit der Heilpädagogik keine besonderen Ansprüche. Es ist mir gleichgültig, ob ich von den anderen als Wissenschaftler bezeichnet werde oder ob ich da in Luzern bloss an einer «poetischen» Tagung teilnehme. Was mir aber nicht gleichgültig ist, ob das, was ich hier denke, was ich hier vertrete, und dann morgen verwirkliche, ob das die Lebensqualität der zu betreuenden Kinder wirklich erhöht.

Heinz Bollinger:

Notizen im Dezember

Jetzt wissen wir, was wir brauchen! «Wir brauchen einen neuen Geist», sagte der Genfer Stadtrat Guy-Oliver Segond. Doch wo nehmen und nicht stehlen? Bei der Präsentation der von der Eidg. Kommission für Jugendfragen ausgearbeiteten «Stichworte zum Dialog mit der Jugend» erklärte Kommissionspräsident Segond vor der Presse, wir bräuchten kein Konzept für eine neue Jugendpolitik, sondern eben diesen neuen Geist und eine andere Lebenshaltung, die es den Jungen ermögliche, «nicht nur jemand zu werden, sondern vielmehr auch jemand zu sein». Was immer man sich darunter vorstellen will: Im allgemeinen haben die «Stichworte» verdientermassen eher (gemässigte) Zustimmung gefunden und in der schweizerischen Oeffentlichkeit nicht soviel Aufsehen erregt wie die ein Jahr zuvor erschienenen «Thesen».

Freilich, wie sollen wir Erwachsenen zu dem neuen Geist kommen, wo sollen wir ihn anfordern? Etwa

beim Bundesrat, bei den Hochschulen oder den Kirchen? Sollen wir vielleicht auf die Strasse gehen und demonstrieren, wie man neuerdings in Europa ringsum für den Frieden demonstriert? Haben wir ein Recht darauf, ihn zu bekommen, weil wir, so die Experten, ihn doch brauchen?

Der Fragen sind viele. Sie bleiben offen. Vielleicht — wenn wir's nicht verlernt hätten — könnten, vielleicht müssten wir um ihn bitten. Bitten? Bitten — jaja, aber wie? Aber wo? Aber wen?

*

Bald geht dieses Jahr zur Neige, bald wird es zu den Akten gelegt. Finis, vorbei, ausgestanden, vergessen. Vorbei ist vorbei, numquam reparabile. Teils fühle ich mich bedrückt, teils erleichtert. Spätere Generationen, welche in den Akten blättern, werden aus der Distanz, die sie haben, in dem uns verwirrenden Geschehen der letzten Monate und Jahre vielleicht eher